

## Feuilleton.

### Ein musikalisches Sommersemester.

Es war nicht gerade für Anfänger berechnet, aber doch für solche, die noch zu lernen haben. Für Strebende, die mit dem bequemem, genießerischen Behagen an der Kunst sich nicht zufrieden geben, aber in die dunkeln Geheimnisse der jüngsten Erscheinungen noch nicht ordnungsgemäß eingeweiht sind, die danach dürsten, endlich zu erfahren, wie und was da eigentlich gehört werden soll. Ein Experimentalunterricht mit der Absicht, die körperliche und geistige Mechanik des Hörens empfänglich zu machen für die neuen akustischen Voraussetzungen, für die Klanggebilde der äußersten professionistischen Musik, für die Musik von Arnold Schönberg. Das ungefähr war der Sinn der „zehn öffentlichen Proben zu Arnold Schönbergs Kammer-Symphonie“.

Die Erscheinung Schönberg gibt dem frommen Musikfreund seit geraumer Zeit zu schaffen, stört seine beschauliche Ruhe und bricht immer wieder unversehens und hinterwärts in das friedliche Gehege seiner Konzertsalkulturen ein. Ein rechter Bauernschreck, der allseits Entsetzen verbreitet, so daß die einen davonlaufen, die andern Polizei rufen, während nur etliche ganz Robuste unbewegt bleiben, aufrecht dastehen und allen Anfechtungen standhalten, willens, die Sache als faulen Schwindel zu entlarven. Ihnen zum Trotz stellt sich der Bildungsschmerz nicht die

Klauen ein, läßt sich ruhig betasten, das Fell streicheln, in den Nacken greifen, besprengt sich mit diesem und jenem und entpuppt sich gar als ganz umgänglicher Geselle. Das Moment der Ueberraschung fällt weg, allmähliche Gewöhnung mildert auch das Vergste, Beziehungen stellen sich ein, Anknüpfungspunkte werden sichtbar: man lernt erkennen und verstehen. Wenn das einigermaßen gelungen, darf sich berühmen, dieses Semester musikalisches Anschauungsunterrichts mit Erfolg belegt zu haben.

Vermirrend, befremdend an Arnold Schönbergs Musik sind vor allem die Elementar-begriffe ihrer Ausdrucksweise; viel weniger etwa deren psychisch komplizierte, übertragene Anwendungen. Die erste grobe Wahrnehmung: heillooses Mißgetön. Im Anfang ist die Dissonanz; — kein Wunder, wenn ein jeder sagt: Hier stock ich schon —; wenn er die Vokabeln dieser Musik, die Regeln ihrer Grammatik erstlich zu wissen begehrt, ehe er sich zum mehr ästhetischen Verstehen für genügend ausgerüstet hält. Das wehrlose, empfindliche Ohr sieht sich von seltsamen, struppigen Ton- und Akkordverbindungen angefallen, von wilden Gestalten, die Freiheit und Gleichberechtigung aller Schallwellen ausrufen und die überlieferte, erbgesehene harmonische Ordnung zum Teufel jagen. Es geht diesmal ums Ganze, der Umsturz hat die untersten Grundlagen ergriffen, sämtliche Klangindividuen selbständig gemacht, deren Gebundenheit durchbrochen, einer beängstigenden Schar entfesselter Gebilde Freiheit und Daseinsrecht gegeben. Insbesondere ist's der Anblick dieser neuen ungebärdigen Wesen, der Schrecken einflößt, weniger ihr Tun und Lassen. Die Wahrnehmung dringt — wenigstens zu Anfang — kaum über die Neuartigkeit der Erscheinung hinaus, so daß

doch zunächst nur das Organ des Hörens berührt, nur der physische Eindruck vorhanden, ohne daß sich die Beziehungen zur Seele, zum Gemüt weiterspinnen. Man hat bei dieser Musik vollauf zu tun, das Material des Ausdrucks zu erfassen; was dieser selbst zu sagen hat, bleibt noch tief ins Dunkel gehüllt.

In den zehn öffentlichen Proben zur Kammer-Symphonie galt es, das widerpenfliche Organ des Gehörinnes mürbe zu machen. Praktische Schulung, eine Art Propaganda der Tat, blieb als letztes und sicher auch als richtigstes Mittel einzig noch übrig, nachdem es mit wohlgemeinten Lehren und gütlichem Zureden nicht recht vom Fleck gehen wollte. Schönbergs „Harmonielehre“, ein respektabler Band, sehr geistreich, sehr anregend, kann mit dem ganzen Aufwand kluger Sprüche das Ohr nicht ummodellern. Da hilft nur methodisches Sichabhärten. Was beim neunten Male noch akustische Scheußlichkeit war, stellt sich etwa beim zehnten Male bereits als etwas Bekanntes, Vertrautes ein und wird demnächst vielleicht schon allerlei geheimnisvolle Schönheiten zu enthüllen haben. In keiner Kunst ist die Ästhetik eine so relative, schwankende Größe wie in der Musik, wo auch alle Kunstmittel aus der Phantasie, ohne Beziehung zu Sinnfälligkeiten, gewonnen werden müssen. Die Gestalten, Formen und Regeln der musikalischen Praxis mögen Ableitungen, Folgerungen irgendwelcher musikalischer Urgehalte sein. Diese selbst sind in keine Paragraphen zu fassen. Sie ruhen irgendwo draußen in fernen Unendlichkeiten. Von dort her senden sie herborgene Strahlen aus, deren Wirkung begnadeten Jüdischen etwa als dunkler Trieb der Seele zum Bewußtsein kommt. Der dunkle Drang des suchenden, irrenden Menschen, der für den rechten Weg schon finden läßt.

Arnold Schönbergs Weg der rechte? Es lockt die Abkehr von allem Süßlichen, Phrasenhaften, Konventionellen; es lockt das Serbe, Mämlische, die funkelnde geistige Maschinerie. Aber die unleidlichen, frazenhaften Gebilde stellen sich dazwischen; eine Hydra sperrt die Bahn, speit Dissonanzen und pelmwolles Mißgetön aus ihren Schläunden. Gemeinsam mit Arnold Schönberg und fünfzehn herzhafte Musikern rüchte eine nicht weniger herzhafte, abenteuerlustige Zuhörerschaft dem uralten Gezücht zu Leibe. Eine jede Satobhorie wurde einzeln angegangen, an ihren Spitzen, Härten und Schärfen die Muskelkraft des Hörapparats gestählt. Und ehe noch der Tag der zehnten, letzten Probe da war, hatten sich die Spieler eingespield, die Hörer eingehört. Das Größte war überwunden. Die abschredenden Gespenster erjähnten harmloser, ihr Aussehen gemildert, ihre Lebensart umgänglicher. Es konnte einem förmlich wohl und gemüthlich werden in ihrer Gesellschaft. Freilich, es bahierte noch immer wieder, daß ein allzu ungehobelter Kumpan in seiner rücksichtslosen Manier vorlaut hereinblähte und das gute Einvernehmen wieder in Frage stellte. Was aber ein mirtiger Zuhörer sein will, hat Zwischenfälle solcher Art gelassen hinzunehmen, vollauf befriedigt, das seelisch-körperliche Gleichgewicht einigermaßen wiedergewonnen zu haben, auf Grund dessen das akustische Ereignis als Musik gehört, als Musik empfunden wird.

Aus der spannenden, komplizierten Angelegenheit ist nunmehr der einfache, normale Vorgang geworden: man hört, als wäre es ganz selbstverständlich, Arnolds Schönbergs Kammer-Symphonie, op. 9, komponiert im Jahre 1906 für fünfzehn Soloinstrumente, verlegt bei der „Universal-Edition“. Formal: eine Verquickung von Einsichtigkeit und Mehr-

sichtigkeit. Der Inhalt: die typisch charakterisierten Haupt- und Seitentemen eines ersten Sonatensatzes, das tolle, phantastisch-groteske Spiel des Scherzos, gesangliche Verweilen, Schwermut, Elegie im quasi-adagio und ein letzter Teil, reprisenartig Bezug nehmend auf den Anfang. Kräftige Durchführungsgewitter ballen sich zusammen und gehen prasselnd nieder; angenehme, liebliche Episoden tauchen auf, die Instrumente finden zueinander in reizvoller Klangseligkeit.

Die Naturgeschichte der Harmonien, deren böses Aussehen soviel Sorge und Kopferbrechen verursacht, ist die Theorie von den Quartett-Akkorden, einem gestaltenreichen Geschlecht, in welchem alle überhaupt möglichen Klangindividuen vertreten sind. Es hat manchen schlimmen Augenblick gegeben, bis endlich die Einigung mit den aufreizenden wilden Spröhlingsen der Quartetttheorie vollzogen war. Mit Dankbarkeit muß die entscheidende Hilfe der fünfzehn wackeren Instrumentalisten anerkannt werden, die ohne Scheu und Eitelkeit probiert und wieder probiert haben, so lange, bis es endlich gegangen ist. Der erste Geiger, Konzertmeister Brunner, ein ganz ausgezeichnete Musiker, wußte offenbar schon im Vorhinein um den guten Ausgang. So versteht man denn auch das schallhafte Lächeln, das ihm beständig um die lebhaften Augen spielte, daraus ein Mißtrauischer anfangs beinahe so etwas wie arglistigen Spott herauslesen konnte. Es war das Lächeln des Wissenden. Wie dort, so wurde auch hier der Zweifler eines Bessern belehrt und stimmte schließlich, ein belehrter Saulus freudig mit ein, als bei der letzten Probe Arnold Schönberg mit herzlichem, warmem Beifall begrüßt wurde.

Seinrich v. Kralik.

NW-Tagblatt v. 4/1918/17